

# Inhalt

Vorwort	7
Einführung	9
<i>„... es kann euch nicht gleichgültig sein, dass ein politisches und moralisches Krebsgeschwür dieser Art heranwächst“</i>	31
<i>„Wissen Sie, ich verachte die Deutschen“</i>	50
<i>„Warum macht ihr kein koloniales Herrschaftsgebiet aus uns?“</i>	56
<i>„Wer hätte gedacht, dass es so enden könnte?“</i>	71
<i>„Wir werden am Ende siegen“</i>	76
<i>„Meine Motive waren rein materialistischer Art“</i>	83
<i>„Er hat es nur gemacht, weil es sonst niemand in der Stadt gab, der dazu in der Lage gewesen wäre“</i>	94
<i>„Und ihr in Amerika habt Neutralität verordnet“</i>	103
<i>„Er wagte es sogar, dem Gauleiter persönlich zu schreiben“</i>	116
<i>„Er hoffe, dass Deutschland den Krieg trotzdem verliere“</i>	131
<i>„1933 gab es keinen offenkundigen Widerspruch zu meiner Religion“</i>	139
<i>„Strecken Sie uns nicht zu hart nieder“</i>	152
<i>„Ich bin Deutscher – wir kämpften um unsere Existenz“</i>	164
<i>„Im Herbst 1944 wurde er in das KZ Neuengamme verlegt“</i>	196
<i>„Ja, was konnten wir denn tun?“</i>	216
Nachrichten über die jüdischen Klassenkameraden	229
<i>„Was hielt die Deutschen zwölf Jahre lang davon ab, das Naziregime von der Erdoberfläche zu fegen?“</i>	232
Nachwort	239

## Vorwort

Ich bin auf Walter Jessel zum ersten Mal in den späten 1980er Jahren gestoßen, als ich die investigative Presseberichterstattung über die Nazi-Unterlagen zu Wernher von Braun und seinem Team an Raketeningenieuren nachverfolgte. Jessels Beurteilungen vom Juni 1945 über deren Charakter und politische Einstellungen, die sich in den Sicherheitsakten des Militärs im US-Nationalarchiv befinden, waren scharf, eindringlich und höchst zitierfähig. Er hob die engstirnigen, von den Nazis beeinflussten Ansichten vieler der von ihm Befragten hervor, die sich den Amerikanern als „die wahren Retter der westlichen Zivilisation vor den asiatischen Horden“ anboten. „Was sie jedoch nicht daran hindert, mit der Idee zu spielen, sich an die asiatischen Horden zu verkaufen, falls ihnen nicht bald eine entsprechende Bestätigung zuteil würde.“

Jessel, der jung und klarsichtig genug gewesen war, um Deutschland 1933 zu verlassen, ging nach Palästina und dann in die USA. Wie viele männliche jüdische Flüchtlinge seines Alters, die aus Deutschland und Österreich stammten, wurde er im Zweiten Weltkrieg Nachrichtenoffizier in der US-Armee. Denn Deutsch war seine Muttersprache. Nachdem er an vorderster Front nachrichtendienstliche Funktionen ausgeübt hatte, war er im Hauptquartier der US-Militärbesatzung im zerstörten Frankfurt, seiner Heimatstadt, stationiert.

Dort machte er sich auf die Suche nach ehemaligen Klassenkameraden der kleinen Gymnasialklasse, die 1931 Abitur gemacht hatte. Der vorliegende Erinnerungsbericht ist das Ergebnis. Weitere Details über sein Leben und den Ursprung dieses bislang noch nicht veröffentlichten Buches finden sich in der Einführung von Brian Crim. Ich kann Jessels Bericht nur empfehlen. Seine Schilderungen der unterschiedlichen Schicksale seiner Klassenkameraden – die den Bogen spannen von begeisterten Nazi-Anhängern bis zu einem kommunistischen Widerstandskämpfer, der als Häftling eines Konzentrationslagers starb – sind durchweg faszinierend. Diese Porträts zeigen dieselben eindringlichen charakterlichen Beurteilungen wie Jessels Einschätzungen der Raketeningenieure.

*Spurensuche 1945* ist ein Dokument seiner Zeit, von Herbst 1945 bis Mitte 1946. Jessel fand heraus, dass die meisten seiner nicht-jüdischen Klassenkameraden mehr oder weniger willige Unterstützer der Nazis gewesen waren, dass sie jedoch nicht zu erkennen vermochten, inwieweit sie für Hitlers Machtergreifung oder die Verbrechen des Regimes verantwortlich waren.

Das stimmte ihn pessimistisch hinsichtlich der Zukunftsaussichten für eine deutsche Demokratie. Bemerkenswert ist, wie sehr er eine fortdauernde Zusammenarbeit der Amerikaner mit den Sowjets in Deutschland erwartete – eine liberale Haltung. Sicherlich wird er wenige Jahre später anders empfunden haben, als er seine nachrichtendienstliche Karriere in der neu gegründeten Central Intelligence Agency (CIA) fortsetzte.

Mehr als alles andere vermittelt das Buch ein lebendiges Bild davon, wie es in Deutschland während des ersten Jahres der amerikanischen Besatzung aussah: Zerstörte Städte standen im Kontrast zu der nahezu intakten ländlichen Gegend. Derweil mühte sich der Großteil der Bevölkerung ab, grundlegende Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Zugleich aber lehnte die Bevölkerung es mehrheitlich ab, für irgendetwas, was ihnen geschah, Verantwortung zu übernehmen. Die westdeutsche Demokratie erwies sich stärker, als Jessel erwartet hatte. Doch seine Beobachtungen erklären zum Teil, warum diese Gesellschaft zwei Jahrzehnte oder länger brauchte, bis sie sich mit den Verbrechen des Dritten Reichs auseinandersetzte. Ich bin mir sicher, dass Sie die Lektüre fesseln wird.

*Michael J. Neufeld*  
National Air and Space Museum /  
Nationales Luft- und Raumfahrtmuseum  
Smithsonian Institution  
Washington, D.C.

## Einführung

Anfang des Jahres 1945 fielen nachrichtendienstliche und technische Einheiten, die den anglo-amerikanischen Streitkräften unterstellt waren, in das zusammenbrechende Dritte Reich ein. Sie waren entschlossen, Deutschlands „Vergeltungswaffen“ zu orten und zu sichern, bevor sie noch mehr Schaden anrichten konnten.<sup>1</sup> Hitlers berüchtigter Nero-Befehl<sup>2</sup> vom März 1945, in dem er die verheerende Taktik der „verbrannten Erde“ beschwor, war keine leere Drohung, insbesondere nicht nach Monaten willkürlicher Angriffe mit V-1- und V-2-Raketen auf London und die Niederlande in der Endphase des Krieges. Die Raketenstellungen zu neutralisieren, sowie die Rüstung und das Personal, das verantwortlich dafür war, dass ein letztes Trommelfeuer nihilistischer Zerstörung entfesselt wurde, hatte Priorität für die alliierten Armeen, die auf Berlin zustürmten. Die Raketentechniker und Ingenieure, die für den Bau der V-2-Rakete verantwortlich waren, vor allem das Wunderkind Wernher von Braun, waren der am heißesten begehrte Preis. Als die Rote Armee der Raketenversuchsanstalt in Peenemünde an der Ostsee näher rückte, evakuierte die SS das wichtigste Personal und das wertvollste Material ins Landesinnere. Weil er befürchtete, dass die SS ihn und sein Eliteteam bestehend aus Wissenschaftlern und Technikern eher liquidieren würde, bevor sie zuließ, dass sie dem Feind in die Hände fielen, tauchte von

<sup>1</sup> Anmerkung der Übersetzerin: In seiner letzten Rundfunkansprache am 30. Januar 1945 versprach Adolf Hitler trotz der sich abzeichnenden Kriegsniederlage noch immer den „Endsieg“. Dieser, so behauptete er, sollte durch verstärkten Einsatz sogenannter „Wunderwaffen“ erzielt werden. Bereits 1943 hatte die NS-Propaganda angekündigt, Deutschland würde zur Vergeltung der alliierten Luftangriffe auf deutsche Städte bei Luftangriffen auf England sogenannte „Vergeltungswaffen“ einsetzen. Mit dieser falschen Behauptung sollte die Moral der Zivilbevölkerung und den Kampfgeist der Soldaten aufrechterhalten werden. Das NS-Regime verbreitete den Irrglauben, dass die Wehrmacht durch den Einsatz der „Vergeltungswaffen“ doch noch den Sieg herbeiführen könne. In der deutschen Bevölkerung machte sich nach anfänglicher Hoffnung ab Sommer 1944 jedoch Skepsis breit, als die Erfolge durch die sogenannten „Vergeltungswaffen“ ausblieben (<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/kriegsverlauf/die-wunderwaffen-v1-und-v2.html>) (letzter Zugriff: 19. Dezember 2019).

<sup>2</sup> Anmerkung der Übersetzerin: Am 19. März 1945 erließ Hitler den sogenannten „Nerobefehl“ („Befehl betreffend Zerstörungsmaßnahmen im Reichsgebiet“). Dieser ordnete an, dass die Deutschen ihre eigene Infrastruktur zerstören sollten (Taktik „Verbrannte Erde“), damit sie den vorrückenden alliierten Truppen nicht in die Hände fiel.

Braun mit seinem inneren Zirkel auf dem bayerischen Land unter und wartete geduldig darauf, Kontakt zu den amerikanischen Truppen herzustellen. Dies war der Beginn einer langen und fruchtbaren Beziehung. Mehr als die Frachter voller Ausrüstung und gespeicherter Geheimdokumente, die man aus Höhlen und hastig verlassenen Warenhäusern geborgen hatte, erwiesen sich die „deutschen Hirne“, die die V-2-Rakete, zusammen mit dutzenden weiteren Waffen in unterschiedlichen Entwicklungsstadien, entworfen und gebaut hatten, von unschätzbarem Wert für Amerikas entstehenden militärisch-industriellen Komplex.

Der Weg des Raketenteams aus der Kriegsgefangenschaft in Deutschland zu ihrem glänzenden „Zweiten Auftritt“ bei der amerikanischen Armee und schließlich bei der NASA begann mit einer Reihe von Verhören durch die Spionageabwehr der Armee (CIC – Counter-Intelligence Corps) in einer Skihütte in der Nähe von Garmisch-Partenkirchen in Oberbayern. Einer der Vernehmer, der den Verhören des Raketenteams zugeteilt worden war, war der 32-jährige Leutnant Walter Jessel. Jessel hatte die ausdrückliche Anweisung des Hauptquartiers der alliierten Streitkräfte (SHAEF), die „Nazi-Anhänger und ihre Vollstrecker“, wie er es formulierte, „vom technischen Personal zu sondern, um die letzteren in die USA zu bringen.“<sup>3</sup> Jessel und seine Offizierskollegen standen vor der schwierigen Aufgabe, zwischen angesehenen Wissenschaftlern, die für die Entwicklung revolutionärer militärischer Technologie verantwortlich waren, und denjenigen unterscheiden zu müssen, die entweder verzichtbar waren oder so belastet durch die Verbrechen des Regimes, dass man sie von jeglicher Art vertraglicher Anstellung ausschließen musste. So offenherzig sich Jessels militärischer Bericht über die Verhöre liest, seine Tagebucheinträge von jener Woche im Juni 1945 sind sogar noch freimütiger: „Das Team besteht aus Raketenthusiasten, Absolventen eines Ingenieursstudiums, Professoren – alle von ihnen reuelose Nazis, die sich ihrer Verhandlungsstärke gegenüber den Amerikanern bewusst sind.“ Jessel notierte, dass das deutsche Armeepersonal, das dem Team zugewiesen worden war, verstanden hatte, „dass seine Chancen, in die USA zu gelangen, geringer waren als die der Techniker. Um ihre eigenen Chancen zu verbessern, verraten sie die anderen.“<sup>4</sup>

Walter Jessel war kein gewöhnlicher Nachrichtenoffizier. Geboren 1913 in Frankfurt, Deutschland, verstand Jessel mehr von den Verhörten als nur ihre Sprache. Jessel, der in einer wohlhabenden, assimilierten jüdischen Familie aufgewachsen war, hatte erlebt, wie sein Heimatland in der Tyrannei der Nazis versank. Er hatte mitangesehen, wie Freunde und Geschäftspartner seiner Familie sich dem neuen Regime entweder anschlossen oder es fraglos

<sup>3</sup> Walter Jessel, *A Travelogue through a Twentieth-Century Life: A Memoir* (1996), 140.

<sup>4</sup> Jessel, *A Travelogue*, 140.

akzeptierten. Jessel, der nun eine amerikanische Uniform trug, verbrachte die letzten Tage des Krieges damit, alle, von prominenten Nazis bis hin zu feigen Opportunisten, die verzweifelt die Konsequenzen der vorangegangenen zwölf Jahre abzuwehren versuchten, einer Sicherheitsprüfung zu unterziehen. Durch die Verhöre erwarb sich Jessel Kenntnis über die NS-Wissenschaft während der Kriegsjahre und die dort herrschende Mentalität, insbesondere über den vorrangigen Ehrgeiz und die amoralische, technokratische Einstellung des Raketenteams, das in der isolierten Enklave von Peenemünde gelebt hatte. Nach etlichen Tagen der Befragung und Überwachung gelangte Jessel zu der folgenden vernichtenden Einschätzung der Gruppe:

„Sie waren begeisterte Techniker mit der Mission – in den Worten Goebbels – Deutschland zu retten. Dem Team wurde im Rahmen des deutschen Kriegsapparats alle finanzielle Unterstützung gewährt, die sie benötigten, sowie jegliches Material und Personal. Die Fortsetzung ihrer Arbeit hing von der Fortdauer des Krieges ab. In einer Zeit, in der die Generäle mit der Parteiführung unzufrieden waren und versuchten, sie zu stürzen, blieb Peenemünde fern von solchen Entwicklungen und ohne Sympathie dafür – nicht zwangsläufig aus Liebe zur Partei, sondern weil ihre Arbeit und der Krieg ein und dasselbe waren.“<sup>5</sup>

Während die meisten amerikanischen Beobachter das Raketenteam bauchpinselten und sich von dem charismatischen Wernher von Braun und seinen Versprechungen begeistern und mühelos verführen ließen, behielt Jessel die vorsichtige Skepsis des professionellen Nachrichtendienstlers. Als gebildeter Deutscher, der wegen Männern wie diesen, die er verhörte, gezwungen gewesen war, sein Land zu verlassen, verdient Jessels Perspektive mehr Aufmerksamkeit, als er letztendlich dafür erhielt.

Jessels Beurteilungen der von ihm Verhörten waren so umfassend und aufschlussreich, dass der Historiker Michael Neufeld sie in seinem Standardwerk *The Rocket and the Reich: Peenemünde and the Coming of the Ballistic Missile Era* (1996) in voller Länge zitierte. Als ich für mein eigenes Buch über das Projekt „Paperclip“<sup>6</sup> recherchierte, jene Geheimdienstoperation,

<sup>5</sup> Appendix A-HQ Third US Army Intelligence Center, Interrogation Center: Special Screening Report, June 12, 1945, RG 260, FIAT, Box 8, National Archives and Records Administration.

<sup>6</sup> Anmerkung der Übersetzerin: „Operation Paperclip“ war der Codename für ein militärisches Geheimprojekt der USA, das nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges deutsche Wissenschaftler und Techniker, darunter auch Wernher von Braun, rekrutierte, um sich deren Expertise zu sichern. Die betreffenden Spezialisten, die

die dafür verantwortlich war, das Raketenteam mit Wernher von Braun an der Spitze in die USA zu bringen, las ich Neufelds Studie aufmerksam. Ich entschloss mich, jeden Bericht, den Jessel während seines Dienstesatzes als Vernehmer für den CIC geschrieben hatte, im Archiv herauszusuchen. Als ehemaliger nachrichtendienstlicher Analyst und Konsument von historischen wie auch aktuellen nachrichtendienstlichen Dokumenten halte ich Jessels Berichte für außergewöhnlich ehrliche und unverblümete Einschätzungen, die im Schatten tausender gebetsmühlenartiger und größtenteils ununterscheidbarer Dokumente stehen. Jessels Berichte lassen Persönlichkeit, Erfahrung und sogar bissigen Humor erkennen. Ich war entschlossen, mehr über den Mann hinter diesen nachrichtendienstlichen Berichten in Erfahrung zu bringen. Kurz darauf entdeckte ich eine Traueranzeige für Walter Jessel, die vom April 2008 datierte. Ich besorgte mir die E-Mail-Adresse seines ältesten Sohnes, Alfred, und bat um alle persönlichen Unterlagen oder Erinnerungen, die meiner Recherche weiterhelfen könnten. Ich wurde nicht enttäuscht. Nicht nur hatte Jessel während seiner Zeit beim Militär Tagebuch geführt, so dass seine akribischen Untersuchungsberichte sogar noch um weitere Details ergänzt wurden. Er hatte außerdem einen bemerkenswerten Erfahrungsbericht geschrieben, in dem er die vier Monate langen Nachforschungen über das Schicksal seiner ehemaligen Klassenkameraden in Frankfurt schilderte. Je mehr ich über Jessels Leben vor und nach seiner einwöchigen Befragung der Raketenspezialisten las, umso mehr kam ich zu der Überzeugung, dass *Spurensuche 1945* das Publikum verdient, das Jessel sich erhofft hatte, als er das Manuskript 1946 schrieb.

\*\*\*

Im Juni 1945, nur wenige Tage, nachdem er das Raketenteam verhört hatte, fuhr Jessel zwei deutsche Spionageabwehr-Offiziere zu einem Bauernhof

---

zuvor für Nazi-Deutschland gearbeitet hatten und sich im Gewahrsam der Amerikaner befanden, wurden aus den Internierungslagern in Deutschland in die USA gebracht und schließlich dort eingebürgert. Die meisten von ihnen arbeiteten in der amerikanischen Industrie. Vgl. u.a.: Annie Jacobsen, *Operation Paperclip. The Secret Intelligence Program that Brought Nazi Scientists to America*. (New York: Little, Brown and Company, 2014); Charles River Editors (Hrsg.), *Operation Paperclip. The History of the Secret Program to Bring Nazi Scientists to America During and After World War Two* (New York: Charles River Editors, o.J.), Clarence Lasby, *Project Paperclip. German Scientists and the Cold War* (New York: LLC, 2017), Brian E. Crim, *Our Germans: Project Paperclip and the National Security State* (Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2018), Tom Bower, *Verschöpfung Paperclip. NS-Wissenschaftler im Dienst der Siegermächte* (München: List, 1988), Franz Kurowski, *Alliierte Jagd auf deutsche Wissenschaftler* (München: Kristall bei Langen-Mueller, 1982).

und grub den dort versteckten Gefechtsbefehl des sowjetischen Nachrichtendienstes aus. „Der Gefechtsbefehl wurde umgehend per Kurier nach Washington geschickt“, schrieb Jessel, „wo die Regierungsanalysten ihn zum allervollständigsten und verständlichsten Bericht erklärten über dieses Spionageziel von – damals – hoher Priorität.“ Der Vorgang hatte seine Beförderung zum Oberleutnant und seine glänzende Geheimdienstkarriere in der Nachkriegszeit zur Folge. Als Jessel diese Geschichte fast fünfzig Jahre später seinem Sohn Alfred erzählte, erwiderte dieser: „Pa, du musst deine Memoiren schreiben.“<sup>7</sup> Während des folgenden Jahres durchforstete Jessel seine privaten Archive, ordnete sie und schrieb *A Travelogue through a Twentieth Century Life*. Er widmete diese Schrift seinen Enkeln und stiftete der Harvard University ein Exemplar. Zu meinem Glück basieren Jessels sehr persönliche Lebenserinnerungen auf detaillierten Tagebucheintragungen und einer Fülle privater Unterlagen aus jeder Phase seines Lebens auf drei Kontinenten. Jessel, der viele Jahre lang als Journalist arbeitete, schreibt wunderbar, und er ist bei seinen autobiographischen Schilderungen genauso sorgfältig und reflektierend wie bei seinen nachrichtendienstlichen Berichten. Walter Jessels außergewöhnlicher Lebensweg erstreckt sich über Deutschlands zwei Kriege und Amerikas Kalten Krieg. Er dürfte, wie er offenherzig zugibt, mehr Glück gehabt haben als die meisten deutschen Juden, die im Deutschen Reich gefangen waren. Doch Jessel verlor nie aus den Augen, wie grausam das NS-Regime war und in welchem Ausmaß seine Landsleute es unterstützten.

Walter Jessel war erst fünf Jahre alt, als der Erste Weltkrieg endete, in dessen Folge Deutschland in eine anhaltende wirtschaftliche Hoffnungslosigkeit und einen demütigenden nationalen Niedergang gestürzt wurde. Die Familie Jessel blieb dank des Vaters, eines „arbeitswütigen Erfinder-Geschäftsmannes“ von diesem Elend verschont.<sup>8</sup> Julius Jessel gründete eine profitable Elektro- und Radiofirma zu einer Zeit, als jeder deutsche Haushalt die neue Erfindung – das Radio – kaufen wollte. Der Verkaufskatalog nennt sein „fachkundiges Verständnis, solide Geschäftsprinzipien und intensive Arbeit“ als Gründe dafür, dass die Firma zum „führenden Radiogroßhandel in Deutschland aufstieg und sich einen herausragenden Ruf“ erwarb.<sup>9</sup> Ebenso schreibt Walter Jessel es dem Erfolg seines Vaters zu, dass die Familie sich die Internatsaufenthalte seiner Schwester leisten konnte, exotische Urlaube und vor allen Dingen die Flucht der Familie aus Nazideutschland. Julius Jessel beschäftigte in seiner Firma dreißig Personen und schuf ein Vermögen

<sup>7</sup> Jessel, *A Travelogue*, 1.

<sup>8</sup> Jessel, *A Travelogue*, 6.

<sup>9</sup> Jessel, *A Travelogue*, 9-10.



in Höhe des Nettowerts von etwa drei Millionen Dollar. Als die Nazis an die Macht kamen und gesetzlich die „Arisierung“ jüdischer Betriebe verfügten, was auf die systematische Vernichtung und den Diebstahl jüdischen Vermögens in Deutschland hinauslief, verlor die Familie Jessel ungefähr neunzig Prozent ihres Vermögens.

Sowohl Julius Jessel als auch seine Frau, Walters Mutter Bertha, geb. Kaufherr wuchsen in einer orthodoxen jüdischen Umgebung auf, aber sie lehnten ihre Herkunft ab. Sie wandten sich dem deutschen Liberalismus zu und waren um vollständige Assimilation ihrer selbst und ihrer Kinder bemüht. Drei von Berthas Brüdern hatten im Ersten Weltkrieg ehrenhaft in der kaiserlichen Armee gedient und waren mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Walter erinnerte sich verbittert daran, dass, nachdem sein Onkel Max erkrankte und 1941 starb, „die Nazis seine Witwe in die Gaskammern transportierten.“<sup>10</sup> Einer der tückischeren Mythen, die die Nazis während der Jahre verbreiteten, als sie noch im Schatten der Weimarer Republik standen, war die sogenannte „Dolchstoß“-Legende. Demnach hätte das deutsche Heer an der Front gesiegt, wenn die Zivilbevölkerung und die Sozialdemokratie ihm nicht in den Rücken gefallen wäre. Auch verbreiteten sie die falsche Behauptung, die deutschen Juden hätten sich im Ersten Weltkrieg angeblich entweder vor dem Militärdienst gedrückt, vom Krieg profitiert oder zuhause und im Ausland zur kommunistischen Revolution aufgehetzt. In Wahrheit leisteten jedoch ungefähr 100.000 Juden Militärdienst, 80.000 davon dienten an der Front, 35.000 wurden ausgezeichnet, 23.000 befördert, 2.000 wurden Offiziere und 12.000 fielen im Gefecht.<sup>11</sup> Die Kaufherrn waren typischer deutsch, als die Nazis eingestehen wollten. Walter Jessel erinnerte sich an mehrere Beispiele von Freunden und Verwandten, die auch angesichts staatlich geförderter Rassefeindseligkeit an ihrem Deutschtum festhielten. Jessel beschreibt die „deutsche“ Weltsicht seiner Eltern und benennt dabei folgende Grundwerte: „anti-imperialistisch, anti-nationalistisch, anti-revanchistisch, pro-Weimar, pro-Völkerbund, religionsfern, für demokratischen gesellschaftlichen Fortschritt (die Mutter mehr als der Vater) und eifrige Leser der liberalen *Frankfurter Zeitung*.“<sup>12</sup> Die Familie Jessel musste hilflos zusehen, wie die Nazis innerhalb weniger kurzer Jahre all diese Werte und Institutionen ausradierten.

Als es so weit war, Walter auf eine weiterführende Schule zu schicken, konnten seine Eltern zwischen einer jüdischen Schule und dem mehr

---

<sup>10</sup> Jessel, *A Travelogue*, 14.

<sup>11</sup> Brian E. Crim, *Antisemitism in the German Military Community and the Jewish Response, 1914-1938* (Lanham, MD: Lexington Books, 2014), 13.

<sup>12</sup> Jessel, *A Travelogue*, 21.

**„... es kann euch nicht gleichgültig sein, dass ein politisches und moralisches Krebsgeschwür dieser Art heranwächst“**

### **1. Oktober 1945<sup>1</sup>**

Das I.G.-Farben-Hochhaus mit seinen sechshundert Räumen ist wahrscheinlich das imposanteste nicht zerbombte Bauwerk, das es heute in Deutschland gibt. Es wurde 1930 fertig gestellt. Als das I.G.-Farben-Hochhaus erbaut wurde – eilig in Tag- und Nacharbeit –, drohte mein Vater, der seinen Nachtschlaf nachdrücklich schätzte, den I.G.-Farben-Konzern wegen Störung der Nachtruhe zu verklagen. Wir wohnten zwei Straßenzüge davon entfernt.<sup>2</sup>

Es hätte eines überdurchschnittlich guten Hellsehers bedurft, um vorzusehen, dass dasselbe Gebäude fünfzehn Jahre später einmal das Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Europa werden würde, und dass ich als Offizier des amerikanischen Militärs in einem seiner die Produktivität anregenden Angestelltenbüros einen Schreibtisch haben würde.

Ich hatte meine Heimatstadt und Deutschland verlassen, kurz nachdem ich 1931 das Abitur abgelegt hatte, und ich hatte nicht das Bedürfnis verspürt, dorthin zurückzukehren. Nachdem sich jetzt jedoch der Kreis meiner persönlichen Lebensgeschichte geschlossen hatte, konnte ich der Stadt nicht länger den Rücken kehren und so tun, als ob ich sie nie gekannt hätte. Für die meisten Bewohner würde ich ein Fremder sein, für manche ein Feind, und für andere ein vor langer Zeit verlorener Freund. Frankfurts Trümmer waren die logische äußerliche Folge des mentalen und moralischen Verfalls seiner Bewohner – eines Verfalls, dessen Anfangsstadien ich als Junge miterlebt hatte und der mich dazu gezwungen hatte, Deutschland zu verlassen.

Ein Freund, ein deutscher Autor, der jetzt in den Vereinigten Staaten lebte und arbeitete, hatte mir einen Brief geschrieben. Darin stand:

---

<sup>1</sup> Sofern nicht ausdrücklich anders vermerkt, wurden alle Fußnoten zu diesem Text von der Übersetzerin hinzugefügt. – Offenbar hat Walter Jessel sein Manuskript im März 1946 fertig gestellt. Seine Spurensuche nach den ehemaligen Mitschülern und Lehrern hatte er im Dezember 1945 abgeschlossen. Das Ziel des Autors war es, den Bericht zu veröffentlichen. Durch seine New Yorker Agentin ließ er das Manuskript verschiedenen Zeitungen und Verlagen anbieten. Doch dies blieb erfolglos. Zu Lebzeiten von Walter Jessel wurde das Manuskript nicht veröffentlicht.

<sup>2</sup> Im Frankfurter Adressbuch von 1938 findet sich die Adresse der Familie von Walter unter dem Namen seines Vaters verzeichnet: Julius Jessel, Reuterweg 53, III. Stock.

„Ich habe immer eine Trennlinie gezogen zwischen den Deutschen und ihrer Regierung. Lassen wir jetzt nicht die Menschen für etwas bezahlen, an dem sie sich nur unter Druck beteiligt hatten? Schreib mir, was Deine Eindrücke sind. Sag mir, ob Du nicht doch meine feste Überzeugung teilst, dass alle Menschen, wenn man sie in dieselbe Situation bringen würde wie die Deutschen, genauso handeln würden.“

Das war eine Herausforderung. Es entsprach der Herausforderung durch die genau entgegengesetzte Position. Nach dieser waren alle Deutschen schuldig. Deutschland müsse deshalb wirtschaftlich geschwächt werden, um zu verhindern, dass es noch einmal eine solche Aggression ausübt.

Mein Freund war durch seine Erinnerung an die einfachen Leute aus der Vor-Nazizeit und seine Sympathie für die Deutschen zu seiner Auffassung gelangt. Diejenigen, welche das andere Extrem vertraten, standen unter dem Eindruck zweier von den Deutschen ausgelöster Aggressionskriege und deren Schrecken. Letzten Endes würde der Verlauf der Geschichte über diese Kontroverse zu entscheiden haben. Würden einstweilen die Hoffnungen, Motive und Schicksale von ein paar Deutschen, die die Nazizeit miterlebt hatten, nicht schon darauf hindeuten, wie die Antwort ausfallen wird?

\*\*\*

Etwa drei Wochen, nachdem Patton durch die Stadt gefegt war, kam ich im April 1945 erstmals wieder nach Frankfurt.<sup>3</sup> Es war ein angenehmer Frühlingstag. Die Obstbäume blühten entlang der Bundesstraße von Mainz nach Frankfurt. Als der Jeep die Stadt erreichte, schien ihre vertraute Silhouette unverändert. Dann fuhren wir in die Stadt hinein.

Frankfurt war ein Trümmerhaufen, der nach Verwesung roch. Die Bürgersteige in der Innenstadt waren mit Backsteinen, zerbrochenem Glas und Schmutz übersät, Gras und Unkraut hatten darauf zu sprießen begonnen. Es gab gerade so viel Raum, dass sich der Verkehr hindurchschlängeln konnte.

Mitten in dem Verkehr, der die Gerätschaften des Krieges für den letzten Akt weiter nach Osten transportierte, liefen die Frankfurter umher. Eine

---

<sup>3</sup> George S. Patton Jr. (1885–1945) war General der amerikanischen Armee. Als Befehlshaber der Dritten Armee leitete er den siegreichen Vormarsch der amerikanischen Truppen in Frankreich nach dem D-Day und in Deutschland. Als Gouverneur der amerikanischen Besatzungsmacht in Bayern, der unter anderem mit der Entnazifizierung betraut war, war er umstritten. Ihm wurde vorgeworfen, dass unter seiner Handhabung der Entnazifizierung etliche Mitglieder der NSDAP ihre Posten behielten. Im September 1945 entband General Dwight D. Eisenhower ihn von seinen Aufgaben. Patton starb am 21. Dezember 1945 an den Folgen eines Autounfalls in Heidelberg.

gebückte alte Frau trug ein schweres Bündel mit ihrem Hab und Gut auf dem Rücken. Ein gut angezogener Mann hob einen Zigarettenstummel auf, den ein Soldat aus dem vor mir fahrenden Jeep weggeworfen hatte. Eine Frau in einem Pelzmantel stand auf einem Trümmerhaufen, wo zuvor vielleicht ihr Haus gestanden hatte, und zog etwas heraus, das nach einem Ofenrohr aussah. Eine andere Frau trug einen Eimer Wasser, den sie an einem Hydranten gefüllt hatte, in ihren Keller, aus dem auf Straßenhöhe ein Ofenrohr herausragte. Andere Passanten liefen entlang, die Augen zu Boden gerichtet, oder sie starrten auf die Zerstörung, so als ob ihnen die Energie fehlte, die Trümmer jemals wegzuräumen. Lediglich in einer Seitenstraße räumten Menschen jeden Alters eine aus Holz und Gesteinsbrocken bestehende Panzersperre aus dem Weg, die niemandem den Weg versperrt hatte.

Ich dachte an den Film THINGS TO COME (WAS KOMMEN WIRD) von H. G. Wells. Tatsächlich war es so gekommen. Diese Menschen waren entzivilisierte Höhlenbewohner. Ich fuhr mit meinem Jeep an den Straßenzügen mit den Wohnhäusern vorbei, wo meine Familie einmal gelebt hatte – alles war verbrannt und zerstört. Das Opernhaus, „Dem Wahren, Schoenen, Guten“ gewidmet, war ein leeres Steingerippe. Instinktiv blickte ich an der Ecke des Opernplatzes nach oben, wo früher eine große Uhr im Turm eines Geschäftsgebäudes mir endlose Male angezeigt hatte, dass ich wieder einmal zu spät zur Schule kommen würde. Es gab dort kein Gebäude, keinen Turm mehr über dem zweiten Stock. Die historische Altstadt mit ihren mittelalterlichen Fachwerkhäusern und verschlungenen Gassen war so platt wie Teile des Stadtzentrums von London nach den deutschen Luftangriffen im Blitzkrieg 1940/41. Auf dem Römerberg, wo einst die Kaiser gekrönt worden waren, war ein großes Becken aufgestellt worden, das als Reservoir zum Feuerlöschen diente. Vom alten Römer stand nur noch die Fassade. Sie schien dem Zusammensturz gefährlich nahe. Der Glockenturm des Doms stand noch, aber der Rest des Bauwerks war ausgebrannt. Goethes Geburtshaus am Rand der Altstadt war ein einziger Trümmerhaufen. Wo einmal der Eingang gewesen war, stand jetzt ordentlich aufgestellt ein Schild, auf dem stand: „Baudenkmal – Allen Armeeingehörigen ist der Zutritt verboten.“ Die Paulskirche, wo deutsche Liberale 1848 eine demokratische Verfassung verabschiedet hatten, war ein hohles Gerippe, auf dessen Turmspitze ein Kreuz schlaff herunterhing.

Die Nazis hatten auf ihrem Rückzug sämtliche über den Main führende Brücken gesprengt. Eine alte Fußgängerbrücke, die in der Mitte von einem Pfeiler gestützt wurde, ragte mit einem Ende ins Wasser, während das andere Ende im schrägen Winkel in die Luft zeigte.<sup>4</sup> Eine Brücke flussabwärts, die schnell von Ingenieuren repariert worden war, trug den Verkehr unserer

---

<sup>4</sup> Er meint den Eisernen Steg.

Militärfahrzeuge. Frankfurts Stadtbewohner standen in langen Schlangen entlang der beiden Flussufer, um auf einen großen Frachtkahn zu gelangen, der langsam über den Main hin und her pendelte. Sie griffen jetzt auf dieselben Transportmittel zurück, mit denen man vor Urzeiten, vor dem Bau der mittelalterlichen Brücken, den Fluss überquert hatte.

Ich fuhr durch die zerstörten Straßen, in denen ich dreizehn Jahre lang auf meinem Schulweg viermal täglich daran mitgewirkt hatte, das Straßenpflaster abzunutzen. Das Schulgebäude war zur Hälfte eingestürzt, und es war unbelebt. Ich fragte mich, was in den letzten vierzehn Jahren wohl aus meinen Schulkameraden geworden war. Sie durften erstmals an Wahlen teilnehmen, als einige Jahre nach dem Ende unserer Schulzeit die Zeit gekommen war, eine persönliche Entscheidung zu treffen.<sup>5</sup> Was hatten sie in diesen vierzehn Jahren gemacht?

Meine Neugier hatte wenig mit sentimentalischen Erinnerungen an die Schulzeit zu tun. Die hatte ich nicht. Aber wie meine ehemaligen Mitschüler während der letzten vierzehn Jahre gelebt hatten, wäre aufschlussreich. Ob sie für die Nazis gekämpft hatten, ob sie sich ihnen unterworfen hatten, ob sie sich ihnen widersetzt oder sie von innen heraus bekämpft hatten oder ob sie das Land verlassen hatten, waren einige der Möglichkeiten, wie die Deutschen auf die Naziherrschaft hätten reagieren können. Wäre das Schicksal dieser Jungen nicht symbolisch für den Weg vieler anderer? Würde es nicht widerspiegeln, wie im Krieg die materiellen und die intellektuellen Kräfte ausgeschöpft wurden? Würde ihr Lebensweg einen Weg weisen, uns eine Lektion für die Zukunft erteilen, sowohl für unsere als auch für die Zukunft der Deutschen?

Im März 1931 machte unsere aus zwanzig Schülern bestehende Schulklasse an der Musterschule Abitur.<sup>6</sup> Ein Reform-Real-Gymnasium entspricht einer amerikanischen High School ohne Mädchen, dafür mit Junior College und viel Fremdsprachenunterricht. Wir waren damals achtzehn Jahre alt. Unsere Abiturzeugnisse wurden uns vom „Chef“, dem Oberstudiendirektor Peter Müller, abgekürzt PeMü, vor der versammelten Schülerschaft ausgehändigt.<sup>7</sup> Er war um die 45 und wie ein Kugelblitz, der mit dreißig Stunden-

<sup>5</sup> Das Wahlalter lag in der Weimarer Republik bei 20 Jahren.

<sup>6</sup> Walter Jessel ging auf die Frankfurter Musterschule und legte dort 1931 das Abitur ab. Im englischen Originalmanuskript verwendet er jedoch einen für Frankfurt nicht nachweisbaren fiktiven Schulnamen (Friedrich-Ebert-Realgymnasium). In der deutschen Übersetzung wird der tatsächliche Name seines Gymnasiums verwendet.

<sup>7</sup> Im englischen Originalmanuskript hat Walter Jessel die Identität seiner Lehrer und Mitschüler hinter fiktiven Namen verborgen. In der deutschen Übersetzung werden, soweit nachweisbar, die echten Namen verwendet.

• Oberstudiendirektor Dr. Peter Müller war von 1923 bis 1937 Direktor der Musterschule. Im August 1937 wurde ihm von den Nationalsozialisten aus politischen Gründen die Leitung der Schule entzogen. Auszüge aus seiner Abschiedsrede sind

kilometern Geschwindigkeit durch die Korridore flitzte. Lehrer und Schüler zollten ihm Respekt für seine Entschlossenheit, mit der er alles erkämpfte, was die Schule benötigte. Man sah ihn nie ohne Zigarre.

PeMü verabschiedete uns mit einer ernsthaften Abschiedsrede, in der er von unserer Verantwortung sprach, von den Kämpfen und Freuden, die uns in der Welt draußen erwarteten. Das Schicksal unseres Vaterlandes, sagte er, dessen Rechte und Prestige in einer modernen friedlichen Welt, läge in den Händen unserer Generation. Dann sangen wir ohne sonderliche Begeisterung „Deutschland, Deutschland über alles“ und zerstoben in alle Winde. Vier Monate später erreichte Deutschland die Talsohle der Großen Depression.

Soweit ich weiß, hat es nie ein Klassentreffen gegeben, und auch keinen Versuch, miteinander in Kontakt zu bleiben. Unsere Interessen, unsere persönlichen Beziehungen, unsere Ideale und bald auch unser Zugehörigkeitsgefühl waren zentrifugal.

\*\*\*

Im September 1945 wurde ich von meinen Aufgaben in Bayern entbunden und auf einen nicht allzu anstrengenden Job im Frankfurter Hauptquartier versetzt.<sup>8</sup> Nunmehr konnte ich darauf hoffen, dass einige der Männer, die ich finden und sprechen wollte, aus dem Kriegsgefangenenlager, oder wohin auch immer die letzten Zuckungen des Hitlerregimes sie zerstreut hatten, zurückgekehrt sein würden.

Damals in den zwanziger Jahren hatten wir auf der Musterschule einen Zeichenlehrer, dessen Namen ich vergessen habe, weil wir ihn nur unter dem Spitznamen „Mussolini“ kannten.<sup>9</sup> Er gab sein Bestes, seinem Spitznamen zu entsprechen. Er hatte einen Stiernacken und war ein starrköpfiger Mann mit gewaltiger Stimme. Seine Lippen waren vorspringend wie die des Duce, und er benahm sich unverblümt. Wenn ihm die Zeichenskizze eines Schülers nicht gefiel, nahm er sie und riss sie in Stücke. Ich hatte kaum Konflikte mit

---

abgedruckt in: Dieter Kallus und Eberhard Aulmann (Hrsg.), *Musterschule 1803-2003. Festschrift zum 200jährigen Bestehen des Gymnasiums in Frankfurt am Main*, Frankfurt am Main 2003, S. 82. Siehe auch den Bericht des ehemaligen Musterschülers Dr. Helmut Mann, „Skizzen aus der Musterschule 1931 bis 1938“, in: ebd., S. 97.

<sup>8</sup> In Bayern war Walter Jessel damit betraut, Gefangene in den amerikanischen Kriegsgefangenenlagern zu überprüfen und zu verhören. Siehe Vorwort von Brian E. Crim.

<sup>9</sup> Es muss sich um Heinrich Schäfer-Simmern handeln. Über ihn berichtet Dr. Helmut Mann: „Heinrich Schäfer-Simmern, hochgeschätzter Zeichenlehrer, machte aus seiner kritischen Einstellung kein Hehl. Er wurde 1938 aus dem Schuldienst entlassen, nachdem er von einer Studienreise nach Amerika nicht zurückgekehrt war.“ Dr. Helmut Mann, „Skizzen aus der Musterschule 1931 bis 1938“, a.a.O., S. 97.

ihm, weil meine zweidimensionalen Kritzeleien nie sein Interesse erregten und weil ich seinen Unterricht schwänzte, so oft ich konnte. „Mussolini“ war Sozialist mit einer speziellen Abneigung gegen Bankleute, und er bestand darauf, dass alle dies wussten. „Kurzkopf“, wandte er sich an einen von uns mit dessen Spitznamen: „Wirst du auch Bankier wie dein alter Herr? Ich sag dir, du und deine kapitalistische Clique, ihr werdet Deutschlands Untergang sein.“

„Nur ein kapitalistischer Bankier, Herr Lehrer“, antwortete „Kurzkopf“.

Eines schönen Sommertages im Jahre 1939 begegnete ich „Mussolini“ im Central Park in New York. Ein Dutzend schlecht gekleideter Jugendlicher im durchschnittlichen Alter von zehn Jahren saßen mit Zeichenblock und Stiften um ihn herum. Sie hatten sich auf dem Rasen und den Felsbrocken ausgebreitet, der Skyline der 59sten Straße zugewandt, und zeichneten. „Mussolini“ ging zwischen ihnen umher. Als ich ihn aus kurzer Entfernung dabei beobachtete, wie er die Zeichnung eines Jungen nahm und in Stücke riss, hatte ich keinen Zweifel mehr an seiner Identität. Ich stellte mich hinter seinen breiten Rücken, als er gerade dabei war, seinen Schülern mit schwerem deutschen Akzent Anweisungen zu geben: „Malt nicht, was ihr seht, malt, was ihr dazu denkt.“ („Don't sketch vot you see, sketch vot it makes you sink.“) Diesen Satz kannte ich gut.

Er drehte sich um und erkannte mich: „Wollen Sie mitmachen? Sie könnten eine Menge lernen. Hier entsteht echte Kunst.“

Er wandte sich von seiner Zeichenklasse ab und erzählte mir, dass er Deutschland im Jahr zuvor verlassen hatte. „Keine Chance, gegen sie anzukommen. Ich musste mich fortmachen. Sonst hätten sie mich aufgehängt. Außerdem haben amerikanische Kinder viel mehr Talent. Vor allem die hier von der Lower East Side und der Bronx. Iren, Juden, Neger – wunderbar.“

Er zog einige Arbeiten seiner Schüler aus seiner Aktentasche hervor: Zeichnungen und mit Wasserfarben gemalte Bilder. Ich sagte, dass sein Unterricht vor zehn Jahren erfolglos geblieben war, und dass ich immer noch nichts von Kunst verstehe. Ob er irgendwas von PeMü gehört hätte.

„Er hat 1937 den Schuldienst quittiert. Ein guter Mann. Kapitalist zwar, aber anständig. Katholisch, aber aufgeschlossen. Er konnte die Nazi-Rotte nicht mehr ertragen und hat sich mit der Hälfte seiner Bezüge pensionieren lassen. Dann hat er für einen Verlag gearbeitet. Nur Korrekturlesen und so etwas. Er wird keine einzige Zeile schreiben. Was machen Sie im Central Park? Sind Sie auf dem Nachhauseweg? Wo wohnen Sie? Ich werde mich bei Ihnen melden. Muss jetzt zurück an die Arbeit.“